

Der Erste Konsul hält Hof. Der alte Glanz feenhafter Feste scheint wiedergekehrt. Madame Bonaparte ist es endlich gelungen, den Wunsch Napoleons zu erfüllen und einen Salon zu gründen. Die Zeit vor dem 9. Thermidor scheint vergessen. Die alte Gesellschaft ist fast völlig verschwunden — eine neue bildet sich in Frankreich — eine durch die Revolution verdorbene.

Madame Bonaparte fügt sich willig den Ratschlägen ihrer Freundinnen, die noch die Traditionen des königlichen Hofes von Versailles pflegen. Napoleons Lieblingsschwester Pauline oder Paulette, wie sie von den Ihrigen genannt wird, soll sich, so will es die Etikette, ihrem Bruder und ihrer Schwägerin offiziell als neuvermählte Prinzessin Borghese vorstellen.

Pauline hasst ihre Schwägerin. Diese offizielle Visite soll ihr Gelegenheit geben, die Witwe Beauharnais an Schönheit und Glanz zu überstrahlen und sie angesichts des ganzen Hofes zu demütigen. Denn Pauline kennt die Macht ihrer unvergleichlichen Schönheit. Sie weiss nur zu gut, dass die Anmut ihrer Schwägerin ihrer Schönheit nicht standhalten kann. Welche unbeschreibliche Wonne durchzuckt sie, als sie ihre Toilette für den folgenden Tag mustert.

„Denn morgen soll sie hier ihre offizielle Visite abstaten,“ mit diesen Worten wendet sich Madame Bonaparte an eine ihrer Freundinnen. „Ich vermute, sie bereitet sich vor, uns mit ihrem Glanz zu überraschen. Wissen Sie nicht, Madame, wie sie sich anziehen wird?“ Die so Gefragte hätte leicht die genauesten Angaben machen können, denn sie kannte Pauline und hatte von ihr alle Einzelheiten ihres Anzuges erfahren. Sie schwieg aber, denn nie hätte Pauline ihr diesen Verrat verziehen.

Josephine trat noch einmal vor den Spiegel. Gleich sollte das Diner beginnen, man erwartete das fürstliche Paar schon zu Tisch. Sie war zufrieden. Sie trug trotz der Strenge des Winters eine Robe aus indischem Musselin, die schon damals des reichen Faltenwurfes wegen im Rock viel weiter war, als es damals die Mode erlaubte. Die Umsäumung unten bildete ein kaum fingerbreiter Goldstreifen, der einem kleinen rieselnden Bache glich. Das mit dicken Falten über ihrem Busen drapierte Leibchen war an den Schultern mit zwei goldenen in Emaille eingefassten Löwenköpfen aufgeheftet. Die geschlitzten Ärmel waren kurz und mit Ruchen, wie man sie damals trug. Die Arme waren bloss. Josephine hatte einen besonders schönen Oberarm.

Ihr Kopfputz glich dem auf einer antiken Kamee. Um ihre oben und auf dem Kopfe glatt emporgestrichenen Haare schlang sich ein Netz von Goldketten, in denen jeder Bindestein, wie man es an den römischen Büsten findet, sich leise hervorhob und von einer kleinen goldenen, gleichfalls schwarz emaillierten Einzelrose gebildet war. Dieses ganz auf antike Art geflochtene Netz ging oberhalb der Stirn zusammen, wo eine Art Kamee in blassem Gold den vielen sich durchkreuzenden Kettchen zum Schlussstein diente. Ihren Hals zierte eine goldene Schlange, deren Schuppen schwarzem Schmelz nachgeahmt waren; Armbänder wie Ohrringe desgleichen.

Sie wusste, dass ihr Geheimnis in der einfachen Kunst, die Anforderungen der Mode mit dem zu ihr Passenden in Übereinstimmung zu bringen, bestand. Josephine hatte an alles, sogar an die Möbel des grossen Salons von St. Cloud, gedacht, denn diese waren mit blauem, goldverzierten Samt überzogen und passten vortrefflich zum weissen Musselin und zur Farbe des Goldes.

Josephine trat in den Salon. Der Konsul erwartete sie bereits. Er schritt ihr entgegen, führte ihre beiden Hände an seine Lippen und küsste sie auf Schultern und Stirn. „Ei, Josephine, ich muss wohl eifersüchtig werden! Du hast sicherlich etwas im Sinn. Sag, weshalb bist du denn heute so hübsch?“

„Ich weiss, du hast es gern, wenn ich Weiss trage, ich wählte aus diesem Grunde ein weisses Kleid, das ist alles.“

„Geschah es, um mir zu gefallen, so hast du deinen Zweck erreicht!“

Napoleon fragte nach seiner Schwester. Er wurde ungeduldig, als man ihm meldete, dass das fürstliche Paar noch nicht da sei. Es schlug sieben. Der Zeremonienmeister meldete, dass es angerichtet sei.

Napoleon bot seiner Gemahlin den Arm, und man ging zu Tisch. Kurz vor acht erhob man sich von der Tafel. Napoleon ging in den Sälen auf und nieder in der Erwartung seiner Schwester. Eine kurze halbe Stunde wartete er, dann verlor er die Geduld und ging in sein Kabinett, um zu arbeiten.



Madame Borghese hatte alles sorgfältig darauf vorbereitet, um bei ihrem Eintritt Effekt zu machen. Da sie glaubte, dass Napoleon, wie er es oft, entgegen aller Etikette, tat, erst um halb neun speisen würde, langte sie erst um neun Uhr in St. Cloud an und verfehlte dadurch den Ersten Konsul. Sie kam in einem prächtigen mit dem Wappen der Familie Borghese übermässig verzierten Wagen. Diesen Wagen zogen sechs stolze Pferde, hintenauf standen drei Lakaien, welche Fackeln trugen. Vorne ritt ein Vorreiter und hintennach folgte ein Reitknecht, beide ebenfalls mit Fackeln. Als der Prinz und die Prinzessin vor der Tür des Salons anlangten, öffnete der Huissier schnell beide Flügel und sagte mit lauter Stimme: „Monseigneur, der Prinz und Madame, die Prinzessin Borghese.“ Augenblicklich standen alle Anwesenden auf; auch Josephine erhob sich, doch blieb sie unbeweglich vor ihrem Sessel stehen und liess so die Prinzessin, um sie zu bewillkommen, einen grossen Teil des Salons durchschreiten.

Pauline Bonaparte strahlte und funkelte. Ihr Kleid war von einem kostbaren grünen Samt. Der Vorderteil der Robe und der Rockstrich ringsum waren mit den allerschönsten Diamanten bestickt. Das Leibchen und die Ärmel strotzten ebenso wie die Arme und ihr Hals von Juwelen. Sie trug fast den ganzen Schmuck der Familie Borghese, der mehr als drei Millionen Franken wert war, an sich. Auf dem Kopfe ruhte als Symbol fürstlicher Majestät ein prachtvolles Diadem aus Smaragden. Um diesen kostbaren Schmuck zu krönen, hatte die Prinzessin an der Seite ein von grossen büschelartig aneinandergereihten Smaragden und birnenförmigen Perlen künstlich zusammengeflochtenes Bukett von unermesslichem Wert.

Nach der Begrüssung wurde das Gespräch ein allgemeines. Die Prinzessin wandte sich an eine ihrer Freundinnen, die zur Hofgesellschaft Josephinens gehörte. Sie sagte ihr, dass sie so spät gekommen wäre, um einen grösseren Eindruck zu machen. Sie freute sich wie ein Kind über die noch immer bestürzte Josephine, denn so glänzend hatte sich Josephine ihre Schwägerin doch nicht gedacht.

„Eben hat sie mir eine Kränkung zuzufügen geglaubt, indem sie mich so den Salon durchschreiten liess, die Törrin! Sie hat mir vielmehr einen grossen Gefallen erwiesen, weil, wenn sie mir entgegengekommen wäre, die Schleppe meines Kleides sich nicht genug hätte entfalten können. Man muss es ihr lassen, sie ist wirklich recht nett angezogen. Dieses Weiss und dieses Gold nimmt sich bewunderungswürdig auf diesem blauen Samt aus und . . .“ Plötzlich bricht die Prinzessin in ihrer Rede ab. Ein Gedanke scheint sie zu ergreifen, zu überwältigen. Sie wirft die Augen abwechselnd auf ihr Kleid und auf das der Madame Bonaparte.

„Ich Unglückliche ziehe ein grünes Kleid an, um einem blauen Lehnstuhl in die Arme zu fallen. Ich muss grässlich aussehen. Dieses Grün und dieses Blau. Der Widerschein dieser beiden Farben muss mich töten.“ Dieses alles sagte die Prinzessin in einem jammernden Ton tiefster Zerknirschung, trostloser Verzweiflung.

Plötzlich erhebt sich die Prinzessin majestätisch; sie schreitet ziemlich schnell auf Madame Bonaparte zu, um sich bei ihr zu verabschieden.

Als sie vom Salon durch den Korridor auf dem ersten Absatze der grossen Treppe anlangt, pausiert sie, denn sie soll jetzt ihre Rolle vor einem anderen Publikum spielen. Langsam, ganz langsam steigt sie mit königlicher Würde mitten durch die von allen Bedienten und Lakaien des Schlosses gebildete Doppelreihe die Stufen hinab. Sie geht allein und voraus, ihr Gemahl folgt ihr wie ein Lakai, stolpert, indem er in den Wagen steigen will, und stürzt auf die Nase.

Josephine steht wieder vor ihrem Spiegel. Mit einem Lächeln denkt sie an das grüne Kleid ihrer Schwägerin . . .

